

## Textwelten der Literalität

### 1 Die Textwelt der Philologie

#### 1.1 Motive philologischer Reflexion

Wer spricht, wenn von Texten die Rede ist? Mit Texten befassen sich viele Wissenschaften, etwa die Theologie, die Jurisprudenz, die Geschichtswissenschaft. Jede dieser Wissenschaften hat im Blick auf Texte ihr eigenes Erkenntnisinteresse. Für die Theologie sind sie Glaubenszeugnis, für die Juristerei kodifiziertes Recht, für den Historiker Quellen. Nur die Philologie interessiert sich für Texte als Texte, das heißt für ihre sprachlich-strukturelle und sprachästhetische Konstituenz.

Weil darüber aber wissenschaftlich nur etwas gesagt werden kann, wenn der jeweilige Text verstanden ist, ist der eigentliche Gegenstand das sprachliche Verstehen – vom Wortzeichen im Textkontext über das literarische Symbol bis zur intertextuellen Anspielung und ihrer Indexikalität. Dabei beginnt Philologie als metasprachliche und metatextuelle Reflexion stets in dem Moment, in dem das Verstehen sprachlich problematisch und kritisch wird, in dem es sich nicht mehr auf die Ressourcen des kulturellen Vorverständnisens, des sprachlichen Common-Sense-Wissens und des fraglos Präsupponierten verlassen kann.

Exemplarisch kritische Situationen in diesem Sinn sind

- virulente Kontexte der Überlieferung,
- Situationen des Kulturkontakts und der Interkulturalität sowie
- Situationen der Aneignung und des Erwerbs.

In dem Moment, in dem eine Textäußerung fremd ist und hinsichtlich Form, Inhalt und Kontextbezug das Verstehen fraglich ist, beginnt die philologische Arbeit als metasprachliche Reflexion schon im Alltag. Die folgende Äußerung ist ein Auszug aus dem Text eines 6-jährigen Schreibanfängers.



Abb. 1

Jede/r LehrerIn ist in diesem Sinn bereits ein Wanderer zwischen Kulturen und zwischen einander fremden Variationen derselben Sprache. Er/sie muss philologische Arbeit leisten: Ist das überhaupt *ein* Text? Hat der Text

eine Struktur, wer mag der Adressat, was die Intention sein? Und worum geht es eigentlich?

Es geht hier um einen Brief ans Christkind, der auch nur im Auszug dokumentiert ist: „Pokemon. Tausend. Brauch ich.“ Der Schreiber wünscht sich die bei Kindern überaus begehrten Pokemon-Spielkarten. Ohne eine kompetente Kontextualisierung ist der Text nicht verstehbar: Textfunktionale, textthematische, syntaktische, morphologische und graphematische Analysen müssen ineinander greifen, wenn die anfängliche Fremdheit der Textäußerung aufgehoben werden soll.

In solchen Fällen ist die Anschließbarkeit an vorgängige und etablierte Orientierungen fraglich, philologische Professionalität ist gefragt. Für das Entstehen (bzw. das nachantike Wiederentstehen) dieser Nachfragesituation im nachmittelalterlich-neuzeitlichen Kulturraum gibt es einige gut untersuchte Ausgangspunkte.

In seinem Buch „Im Weinberg des Textes“ zeichnet Ivan Illich eine historische Wasserscheide zwischen dem so genannten monastischen und dem scholastischen Lesen der Heiligen Schrift. Er findet die Spuren dieses Bruchs in einer Lesedidaktik des frühen 12. Jahrhunderts, dem Didascalion Hugo von St. Victor. Im klösterlichen, noch monastischen Lesen ist das gemeinsame laute Lesen der Heiligen Schrift ein gottesdienstliches Ritual, das den Text als gegliederte und semantisch zu gliedernde Einheit gar nicht wahrnimmt und in der bestehenden Praxis auch nicht wahrnehmen kann. Illich rekonstruiert den Prozess, in dem sich historisch, wie er sagt, der Text von der Buchseite abzuheben beginnt (vgl. Illich 1991, 123 ff.). Mit veränderten Ansprüchen an das Lesen gewinnt der Text eine eigene sprachliche Gestalt und semantische Qualität. Er kann strittig werden und hier ist dann philologische Expertise gefragt.

300 Jahre später folgt in der frühen Neuzeit 1532/33 auf die erste deutsche Leselehre die erste Grammatik des Deutschen, geschrieben von dem Rothenburger Valentin Ickelsamer. Das Ziel dieser Arbeit ist die Begründung und Legitimation einer semantisch und pragmatisch reformierten, nun volkssprachlichen Bestimmung des Verständnisses der Heiligen Schrift. Mit der Volkssprache kommen auch die aktuelle Sprachenerfahrung und die virulenten Kontexte des Texthandelns als Ressource der Textdeutung und später auch der eigenen Textproduktion ins Spiel. In der Einleitung zur Grammatik schreibt der Verfasser

ich glaub auch gentlich  
das wie von dieser lesekunst also von allen künsten  
welche gaben Gottes seind  
kain rechter gewiser verstand oder brauch  
künd sein oder geschehen

*man wisse vnd verstehe dann jren innerlichsten vnd tieffsten grund vnd vrsprung*  
(Ickelsamer, *Teutsche Grammatica*. Darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen; o.O., o.J., wahrscheinlich Nürnberg 1532/33, Bl. A5r)

Auch wenn sich Ickelsamer, wie er ausdrücklich schreibt, in diesem Zusammenhang für „Einfältigkeit“ und gegen die „gelerte Theoria“ ausspricht: Der hier formulierte Anspruch ist ein Forschungsprogramm.

Hier wird von ihm und vielen anderen das Tor zu einem Sprachlabor aufgestoßen, in dem die Werkzeuge der philologischen Legitimation von Lesarten ebenso wie die Auswahl und Begründung der legitimen Werkzeuge zur Textproduktion hervorgebracht werden. So wie das Textverständnis sind dabei auch der richtige Gebrauch der sprachlichen Mittel (Korrektheit) und der Gebrauch der richtigen sprachlichen Mittel (Angemessenheit) zur Textproduktion strittig.

Die Textwissenschaft entsteht daher nicht nur als Deutungslehre, sie entsteht als Lehre zum eigenen Sprachgebrauch: zunächst Rat gebend, dann Normen setzend und – erst später – systematisch Normen begründend und reflektierend. Mit der Selbstreflexion der Normbegründung und Wertsetzung ist dann die wissenschaftliche Phase erreicht.

Die noch in der jungen Gegenwart anhaltende Diskussion etwa über den Wissenschaftsstatus einer wertenden Literaturwissenschaft, über die normsetzenden Aufgaben der Sprachwissenschaft oder die Orthographie zeigt, dass die philologische Selbstaufklärung ein Dauerthema ist.

## 1.2 Was sind Texte? Kritische Selbstbefragung

Zur Geschichte der Selbstaufklärung gehört auch, dass der vermeintlich selbstevidente Gegenstand „Text“ seinerseits problematisch wird. Nicht nur die Deutung der Texte, der Text selbst als philologische Größe wird in Frage gestellt. Das ist in der Philosophie bei Schleiermacher prominent, wenn er grammatisches und psychologisches Textverstehen unterscheidet, aber das Problem kulminiert i.e.S. fachgeschichtlich in unserer jüngeren Gegenwart (Knobloch 1990; Scherner 1997). Ich mache einen großen Sprung von den zitierten Anfängen der Diskussion über gut 400 Jahre in die jüngere Fachgeschichte, genauer in die so genannte pragmatische Wende der 1960er und vor allem 70er Jahre.

Dass man professionell mit und an Texten arbeitet, bedeutet ja noch nicht, dass auch geklärt wäre, was Texte sind und was keine Texte sind. Und wenn diese Frage auch außerhalb der Textwelt der Philologie niemanden wirklich zu elektrisieren vermag, innerhalb hat sie mehrfach ausgereicht, um tiefgreifende Neuorientierungen zu provozieren. Diese sollen im Folgenden wenigstens kurz angedeutet werden, um von dort aus einige Überlegungen zum aktuellen Stand der Diskussion anzuschließen.

In der Hochphase der Wissenschaftsentwicklung der 60er und frühen 70er Jahre – ihr verdanken wir heute die meisten linguistischen und literaturwissenschaftlichen Professuren an den deutschen Universitäten – wurde gerade die Abwendung von der philologischen Tradition zum Fokus der so genannten pragmatischen Wende in der Textlinguistik: Nicht der überkommene schriftliche Text als kanonisches oder eben nicht-kanonisches

Element von Texttraditionen, sondern die hier und jetzt vollzogene sprachliche Handlung galt unvermittelt, das heißt innerhalb weniger Jahre, unbestritten als der dominante Bezugspunkt der Theoriebildung und Analyse.

Der reale Hintergrund dieser Entwicklung war die Einsicht, dass es nicht gelingen konnte, die Metapher vom „textum“, vom sprachlichen Gewebe, auch theoretisch wörtlich und ernst zu nehmen. Der Versuch, den „Text“ sprachstrukturell – etwa als Pronominalisierungskette – zu definieren, war Anfang der 70er Jahre endgültig gescheitert. Berühmt wurde das so genannte Bach-Peters-Paradox: Wenn man in dem Satz „Die Frau, die ihm schrieb, sah den Mann, der sie liebte“ die für das Verstehen erforderlichen Substitutionen bei den Pronomina vornimmt, kommt es zu einem infiniten Regress. Die Rückführung der Substitution auf syntaktische Kategorien und Transformationen misslingt (vgl. Bach 1970; Völzing 1979, 32 f.). Die Verkettung ist ein bloßer Schein. Sie trägt den Text nicht wirklich.

Text ließ sich offenbar nur – wie Karl Bühler formuliert hatte – „sub specie einer menschlichen Handlung“ als zeichenhafte Einheit erklären. Mit Siegfried J. Schmidt gesprochen, wurde damit zugleich gefordert, dass die Linguistik „ihre Objekte nur aus Kommunikationsintegralen ‚ausbetten‘ kann und sollte“ (Schmidt 1973, 39). So konsequent diese Forderung war, man war damit auf einen rutschigen Abhang geraten.

„Auch ein Text, der einen einzigen Satz enthält“, so folgerte Coseriu im gleichen Jahr, „besteht eigentlich nicht aus diesem Satz als solchem, sondern aus diesem Satz als Ausdruck einer bestimmten situationell bedingten Textfunktion“ (Coseriu 1973, 8/9). Textwissenschaft war nun grundbegrifflich gerade nicht mehr Philologie, sondern Textpragmatik, also Wissenschaft vom Zeichengebrauch, und an die Stelle der stets einzelsprachlich geprägten Tradition trat das Interesse an universaler grammatischer und pragmatischer Kompetenz.

- Philologie vs. Textwissenschaft
- Universale Kompetenz vs. partikulare einzelsprachliche Tradition
- Tiefenstruktur des Satzes, der Handlung und des Textes vs. Oberfläche des Zeichens und schließlich auch
- Diskurs vs. Text, das heißt situationsgebundene Sprechhandlung vs. schriftliches Sprachwerk im Sinne Karl Bühlers

Dies waren die Leitorientierungen der Wendemetaphorik.

Es gehört m.E. zu den Paradoxien der Wissenschaftsgeschichte, dass diese Wende noch heute gemeinhin als Geburtsstunde der Textlinguistik gefeiert wird. Gerhard Helbig, der als Wissenschaftshistoriker diese Entwicklung detailliert aufgearbeitet hat, resümiert aus der Perspektive der 90er Jahre:

Die Textlinguistik hat das Schicksal, von der gleichen wissenschaftsgeschichtlichen Entwicklung (der „kommunikativ-pragmatischen Wende“)

zugleich hervorgebracht und [...] „aufgehoben“ zu werden (Helbig 1988/1990, 157).

Anders ausgedrückt, die Texttheorie hat den Text als ein geordnetes Zeichengefüge selbst zum Verschwinden gebracht. Indem der Textbegriff im Gefolge der Wende fachrhetorisch gegen die philologische Tradition und gegen strukturbestimmte Zeichen- und Bedeutungskonzeptionen ausgespielt wurde, entstand praktisch eine Art Zwei-Reiche-Lehre: Hier Philologie und Grammatik, dort Pragmatik und Texttheorie, und stets konnte die Pragmatik rufen „ick bin all hier“, wenn es um Bedeutung und Verstehen ging. Tatsächlich aber hatte die Sprachwissenschaft als Textwissenschaft damit ihren Gegenstand aufgegeben.

Der damit eingeleitete pragmatische Bedeutungskonstruktivismus löste weit über die Fachgrenzen hinaus erhebliche Unruhe aus: In dem 1986 erschienenen Buch „Understanding Computers and Cognition“ melden sich zwei KI-Forscher zu Wort, Terry Winograd und Fernando Flores:

Selbstverständlich muß es einen Weg geben, über Bedeutung sprechen zu können, ohne die durch unscharfen Hintergrundbezug und verschwommene soziale Verpflichtungen auferlegten Fesseln! Falls der Sinn eines Textes nur bezüglich seiner Interpretation durch einen besonderen Sprecher oder Zuhörer, in einer je besonderen Situation mit je eigener Entwicklungsgeschichte beschrieben werden kann, wie können wir dann im Zusammenhang von Bedeutung überhaupt noch von Gesetzmäßigkeiten sprechen? Keine zwei Situationen sind gleich, und jede Person hat eine ureigene Geschichte. Wir laufen Gefahr, ohne Grundlage für Verallgemeinerungen dazustehen. Wenn möglicherweise jeder Aspekt einer Situation oder eines individuellen Bezugsrahmens auf der Bedeutung lastet, wie können wir dann über Gesetzmäßigkeiten sprechen, die über Situationen und Sprecher hinausgehen? (Winograd/Flores 1989, 107).

Das Zitat stammt nicht zufällig aus den 80er Jahren (Original: 1986, Übersetzung: 1989). Aus dem gleichen Buch stammen zwei weitere Zitate, die den Wandel umschreiben, der sich seit Beginn der 80er Jahre vollzogen hat und der die Beschäftigung mit Texten heute unter neue Vorzeichen stellt: „Interpretation wird durch Sprachform aktiviert“ (ebd., 102) und an anderer Stelle „Das Problem ist immer das Aufspüren des geeigneten Bereiches von Wiederholung“ (ebd., 113).

Der im ersten Zitat angesprochene Punkt hat in der Philologie insgesamt unter dem Stichwort „Materialität der Kommunikation“ einen Perspektivenwandel herbeigeführt. Exemplarisch dafür steht das seit Beginn der 80er Jahre bis heute nahezu ungebrochene Interesse an der Rolle der Medialität der Sprachform. Hier ist insbesondere das Verhältnis von Schrift und Sprache, Schrift und Text angesprochen.

Das zweite Zitat verweist auf die Rekurrenz der Formen in spezifischen Kontexten, also auf kognitiv schematisierte Text-Kontext-Beziehungen als ausschlaggebende Größe für das Verstehen. In dieser Perspektive ist für das Funktionieren von Texten weniger eine universale pragmatische Kompetenz, sondern ein viel eher partikulares, kulturell geprägtes Wissen relevant.

Dieses Wissen ist als ein Wiederholungswissen wesentlich durch *Diskurs-traditionen* bestimmt.

## 2 Die Welt der Literalität

Es ist kein Zufall, dass die Mehrzahl linguistisch unbefangener Sprecherinnen und Sprecher unter einem Text etwas Schriftliches versteht. Ein einfacher Grund liegt schon darin, dass „Text“ ein metasprachlicher Begriff ist und zu seiner Anwendung in irgendeiner Form die Möglichkeit zur Vergegenständlichung des Gemeinten voraussetzt. Dafür bietet das Sprechen kaum, das Schreiben aber ideale Bedingungen. Auch „Wort“ und „Satz“ und andere metasprachliche Begriffe sind in diesem Sinn genuin literale Konzepte. Das Nachdenken über Sprache haben wir als ein Nachdenken über ihre Schriftform gelernt. Es geht dabei nicht nur um einen sprachlichen, es geht um einen soziokulturellen Zusammenhang, wie er bereits in den historischen Eingangsbeispielen angelegt war.

Literal verfasst ist eine Gesellschaft, die ihr Wissen vor allem in Texten niederlegt und aus Texten bezieht, und die ihre Institutionen – Bildung, Religion, Wissenschaft, Recht – auf Texttraditionen und Textkritik aufbaut. Für Schule und Universität ist das elementar. Die Schule entsteht als Institution mit der Umstellung des Lernens von einem „learning by doing“ auf ein Lernen aus Texten. Literale Kompetenzen, das sind entsprechend die sozialen, emotionalen, kognitiven und sprachlichen Fähigkeiten, die zur Kommunikation mit Texten gebraucht werden. Literalität setzt also *literacy* voraus, ist aber mehr als die bloße Möglichkeit, sich schriftlich mitzuteilen. Sie schließt ein verändertes Verhältnis des Menschen zur Sprache, zu sich selbst und zur Gesellschaft ein.

Schriftlichkeit ist kulturell ein spätes Produkt in der Geschichte der Menschheitsentwicklung (seit ca. 5000 v. Chr.; vgl. Ehlich 1980). Und historisch ist die Schrift in Gesellschaften schon lange entwickelt, bevor es in diesen Gesellschaften dazu kommt, dass die Angehörigen beginnen, mit (heiligen) Texten zu kommunizieren, und schließlich das gesellschaftliche Wissen über kanonische Texte reproduziert, kritisiert und erneuert wird (ca. 200 n. Chr.; Assmann 2000, 93 ff., 118 ff.). Die Umstellung der kulturellen Reproduktion auf ein in Texten niedergelegtes Wissen gibt es also – erst – seit etwa 1800 Jahren. Bis diese Texte nicht mehr nur rituell zelebriert, sondern individuell gelesen werden – ein wichtiger Punkt ist hier die Umstellung auf das leise Lesen (Ordensregel des heiligen Benedict, 6. Jh., Parkes 1999, 140) –, vergehen noch einmal ca. 500 Jahre. In dieser Phase wird die Umstellung von einer rituellen auf eine sprachliche Semantik der Texte eingeleitet. Der bei Illich weiter oben angesprochene Wandel vom monastischen zum scholastischen Lesen ist bereits ein Ergebnis dieses Prozesses. Und mit den Ansprüchen ändert sich auch die sprachliche Struktur der Texte (Parkes 1999; Saenger 1999). Damit setzen auch die

Verschriftlichung der Sprachen und die Entwicklung einer „schriftlichen Sprache“ mit eigenständigen Formmerkmalen ein (Ehlich 1994, 28 ff.). Ein weiterer historischer Schritt – im Deutschen noch einmal ca. 800 Jahre später und also gerade mal 400 Jahre her – ist der Übergang von der Literalität als Elitenbildung zur Literarisierung der Bevölkerung und der Ausbildung verbreiteter Lesekompetenz. Noch einmal deutlich später, nämlich erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts, etabliert sich der Anspruch auf verbreitete Schreibkompetenz. Ein Literalisierungsstandard, der den Anspruch *an jedes Mitglied der Gesellschaft* umfasst, in einem „eigenverantwortlichen Schreibprozess ... ziel-, adressaten- und situationsbezogen“ eigene Texte verfassen zu können, wie es in den seit Dezember 2003 vorliegenden Bildungsstandards der KMK für mittlere Schulabschlüsse im Fach Deutsch heißt (Ständige Konferenz der Kultusminister 2003, 16 f.), ist menschengeschichtlich gerade einmal 150 Jahre alt. Das muss man sich bewusst machen.

Die beschriebene Entwicklung möchte ich mit drei Begriffen charakterisieren:

- (a) *Entritualisierung* bzw. komplementär *Textualisierung*. Eine Entritualisierung findet dort statt, wo die Heilige Schrift und religiöse Texte nicht mehr dominant als liturgischer Gegenstand – etwa in der lateinischen Messe – behandelt werden, sondern eben als Texte, die für ein stärker individualisiertes, sprachliches Verstehen geöffnet werden. Entbindung aus rituellen Kontexten heißt dann auch: Umkonstruktion der Sprache für ein weitgehend kontextunabhängiges Sprach- und Textverstehen. Aus der Sprache für das Ohr wird – von der Syntax bis zum Textdesign – eine Sprache für das Auge. Es findet gewissermaßen eine Textualisierung des Sprachwissens statt. Ich komme darauf zurück.
- (b) *Demotisierung*: Es gibt eine Entwicklung von der Expertenschriftlichkeit zur Volksschriftlichkeit und zur Chance wie zur Obligation allgemeiner Teilhabe an der Welt der Texte.
- (c) *Aktivierung*: Damit meine ich, dass es eine Entwicklung der auf Literalität gerichteten Erwartungen von der allgemeinen passiven zur allgemeinen aktiven Schrift- und Textkompetenz gibt. Die so genannte Schreibbewegung, das kreative Schreiben und ebenso die neue Aufmerksamkeit für die je besonderen Anforderungen etwa des journalistischen oder des wissenschaftlichen Schreibens sind ein Ausdruck dieser Entwicklung. Sie reflektiert die leicht nachvollziehbare Einsicht, dass Textproduktion nicht einfach als Umkehrung der Rezeption funktioniert, sondern in nahezu jeder Hinsicht schwerer und voraussetzungsreicher ist.

Man sollte den Punkt nicht unterschätzen, dahinter steht auch heute in unseren Schulen so etwas wie ein Kulturkampf. Noch immer stehen – etwa im Kontext des Deutschunterrichts – das Gewicht des literarischen Kanons einerseits und die eigene Textproduktion andererseits in einem unaufgelösten Spannungsverhältnis. Es ist m.E. kein Zufall, dass die neuen

Bildungsstandards für den mittleren Schulabschluss einerseits bis zum 10. Schuljahr das Gewicht der eigenen Textproduktion in einem bisher kaum vorstellbaren Umfang stärken, andererseits aber die gymnasiale Oberstufe bisher von dieser Entwicklung ausgeschlossen ist. Die Forderungen der Bildungsstandards bis zum 10. Schuljahr und die Realität des Deutschunterrichts und auch der Lehrpläne in der gymnasialen Oberstufe, das sind noch immer zwei antagonistische Textwelten.

Wer heute über Literalität und Texte spricht, der kommt nicht umhin, über konzeptionelle Schriftlichkeit zu sprechen (Koch/Oesterreicher 1985, 1995). Nicht die mediale, sondern die geistige Form einer Distanz-kommunikation und Distanzsprache ist es, was Texte unter den Bedingungen von Schriftlichkeit prägt. Hauptkennzeichen konzeptioneller Schriftlichkeit ist die maximale formale (sprachstrukturelle) Absicherung des Verstehens bzw. maximale Kontextunabhängigkeit für alle sprachlichen Formebenen (Wort, Satz und Text). Das zu erreichen ist schwierig. Deshalb ist konzeptionelle Schriftlichkeit nicht einfach ein linguistisches Konzept wie viele andere, es ist ein Wertbegriff. Und in dieser Perspektive ist es ein hochgradig ambivalentes Konzept.

Einerseits gibt es ein durch die historische Entwicklung schriftlicher Sprachlichkeit und Textualität eindrücklich belegtes Telos der Literalität, das auf maximale Kontextentbindung zielt. Eine explizite, grammatisch wohlgeformte syntaktische Struktur, die Aggregation von Propositionen im komplexen Satz und syntaktisch komplexen Phrasen- und Wortbildungsstrukturen, die Entwicklung des Inventars der Textkonnexion, die Explizierung der Illokution und der Texthandlung im Schrifttext und die Ausbildung entsprechender Mittel sind nur einige Anzeichen dafür.

Die folgende Darstellung von David Olson (1994) spricht in dieser Hinsicht für sich. Die hier aufgeführten *mental verbs* explizieren zum allergrößten Teil die Illokution von Texthandlungen. Der allergrößte Teil entstammt auch im Englischen der älteren Schriftsprache, dem Latein. Die historische Entwicklung belegt die Ausdifferenzierung des Systems. Analog ließen sich sehr viele unterschiedliche Beispielbereiche anführen, die das Telos der Kontextentbindung sprachstrukturell ausbuchstabieren.

Germanic		Latinate	
believe	OE	assert	1604
know	OE	assume	1436
mean	OE	claim	ME
say	OE	concede	1632
tell	OE	conclude	ME
think	OE	confirm	ME
understand	early ME <sup>b</sup>	contradict	1570
		criticize	1649
		declare	ME
		define	ME
		deny	ME
		discover	ME
		doubt	ME
		explain	1513
		hypothesize	1596 (Greek)
		imply	ME
		infer	1526
		interpret	ME
		observe	late ME
		predict	1546
		prove	ME
		remember	ME
		suggest	1526

Abb. 2: Daten zum ersten bekannten Gebrauch einiger englischer Sprechaktverben (Olson 1994, 109)

Auf der anderen Seite ist die Explizitheitserwartung pragmatisch problematisch, etwa wenn man mit Bachtin (1990) Dialogizität als textlich erst Sinn stiftende Kategorie einklagt. „Die Beziehung zum Sinn ist immer dialogisch“ (ebd., 479). Texte werden langweilig, wenn sie zu explizit sind, LeserInnen verlieren das Interesse, wenn sie nicht in ihrer Fähigkeit gefordert sind, selbst Zusammenhänge herzustellen und Schlüsse zu ziehen. Bachtin bringt seinen Einwand explizit gegen eine linguistische Theorie des Textes vor, und er behauptet sogar, die dialogische Sinnkonstitution löse sich ab von der Ebene der linguistisch beschreibbaren Mittel der Textbildung, ja, der Text sei gar keine i.e.S. sprachliche Ebene der Sinnkonstitution. Ohne Dialog sei der Text als bloßes sprachliches Gebilde tot.

Was fängt man mit einer solchen Ambivalenz an?

Es ist m.E. unfruchtbar, die scheinbare Polarität in einer Antinomie erstarren zu lassen. Ich möchte zwei Thesen formulieren, die die Polarität auflösen sollen:

- (a) Dialogizität in der Schriftlichkeit ist eine Dialogizität zweiter Ordnung, eine – mehr oder weniger gut, mehr oder weniger bewusst vollzogene – simulierte Dialogizität, die wiederum eigene konzeptionell schriftliche Sprachmittel ausbildet. Man beachte hierzu etwa das Spektrum der – genuin literalen – Techniken zur Redewiedergabe. Dabei geht es keineswegs um so etwas wie konzeptionell Mündliches im Schriftlichen. Die schriftliche Redewiedergabe ist konzeptionell durch und durch literal. So antwortet etwa Daniel Kehlmann in der FAZ vom 9.2.2006 auf die Frage, warum er in „Die Vermessung der Welt“ Humboldt und Gauß in indirekter Rede zu Wort kommen lässt, sinngemäß, es gehe ihm um die Authentizität der literarischen Fiktion. Es lohnt sich, darüber etwas nachzudenken. Für gewöhnlich ist es ja die direkte Rede, die das Signum des Authentischen trägt. Das heißt: Die wörtliche Rede mag unmittelbarer wirken, aber sie ist eben gerade nicht authentisch. Kehlmann rechnet hier – quasi dialogisch – mit der Authentizitätserwartung des/der Lesers/Leserin. Die indirekte Rede (und ebenso die von Kehlmann auch gebrauchte direkte Rede ohne Anführungszeichen) verweisen im literarischen Kontext auf den Autor als Fiktionalisierer. Anders gesagt: Die Idee vom Kontinuum zwischen konzeptioneller Schriftlichkeit und konzeptioneller Mündlichkeit ist falsch. Ein Schrifttext muss in jedem Fall den Bedingungen konzeptioneller Schriftlichkeit genügen, wenn eine Form der Distanzkommunikation vorliegt. Genügt er diesen Bedingungen nicht, ist er einfach ein schlechter Text. Er wird im Extremfall unverständlich.
- (b) Die Antinomie löst sich auf in unterschiedliche Diskursbereiche oder Domänen der Schriftlichkeit, die konzeptionelle Schriftlichkeit lässt sich je spezifisch und orientiert an domänenspezifischen Zielen ausbuchstabieren. Über den Zusammenhang von Diskursbereich, Diskurs-tradition, Texttyp und Textsorte wird damit auch sprachlich eine große Dynamik der Ausdifferenzierung von Textformen in Gang gesetzt.

### 3 Literale Textwelten und literale Diskurstraditionen

Ansprüche an konzeptionelle Literalität sind vielfach im Wandel. Dieser Wandel ist als ein Differenzierungsprozess zu beschreiben. Der Prototyp des konzeptionell schriftlichen Textes wird nicht etwa aufgegeben. Im Gegenteil, es gibt Funktionsbereiche, man denke etwa an das erst in der Entwicklung befindliche internationale Recht, da ist begriffliche Dignität, propositionale Explizitheit, Kohäsion der Textoberfläche usw. heute mehr denn je gefordert. Dass sich auch nahe Verwandte über ein den Ansprüchen konzeptioneller Literalität nicht entsprechendes Testament entzweien können, ist

bekannt und ist nur ein Beispiel für die ungebrochene Alltagsrelevanz der entsprechenden Kompetenz.

Es geht also nicht darum, dass wir es etwa unter Schlagworten wie Informalisierung oder Reoralisierung mit einem Verlust ehemals stilbildender Merkmale konzeptioneller Literalität zu tun hätten. Vielmehr steigen die Ansprüche an ein nach Diskursbereichen, Texttypen und Textsorten zunehmend differenziertes Inventar. Dabei zeigen sich einerseits in Abhängigkeit von der Stabilität einer Diskurstradition und einem entsprechend stabilen kulturellen Umfeld für eine Textsorte und ihre Domäne klare Verfestigungen:

So finden wir etwa im Bereich der Wissenschaft eine fortschreitende Standardisierung der Textsorte des wissenschaftlichen Artikels, der ähnliche Gestaltungsmerkmale zeigt. Aber wir haben auch hier, etwa im Verhältnis von Linguistik, Literaturwissenschaft und Geschichtswissenschaft je eigenständige Diskurstraditionen. So ist etwa im Bereich linguistischer Artikel empirisch ein deutlich höherer Anteil des Gebrauchs der ersten Person Singular zur Verfasserreferenz feststellbar, als in literaturwissenschaftlichen Texten. Am restriktivsten ist der Gebrauch in der Geschichtswissenschaft. Interessant ist, dass sich dies – wie Steinhoff (2007) in einer Untersuchung belegt – nicht nur in Expertentexten, sondern auch in den Texten der jeweiligen nachwachsenden Fachstudierenden zeigt. Interessant ist auch, dass diese Unterschiede nicht nur für den deutschen Sprachbereich feststellbar sind, sondern sich, wie Kresta (1995) gezeigt hat, vergleichbar auch für englischsprachige Artikel nachweisen lassen. Auch in der Dissertation von Kaiser (2002) zu Arbeiten venezolanischer StudentInnen zeigt sich ein deutlich höherer Ich-Gebrauch in den linguistischen als in den literaturwissenschaftlichen Arbeiten, wobei quantitativ insgesamt die erste Person Plural dominiert. Dies sind Schlaglichter auf die Wirksamkeit von Diskurstraditionen oder, wie Schlieben-Lange (1988) formuliert hat, Text-traditionen:

Texttraditionen sind „überindividuell“, ja, sie sind sogar der primäre Ort, an dem gesellschaftliche Identitäten, Normen und Werte sprachlich konstituiert werden. Es ist allerdings zu beachten, dass Textgemeinschaften (d.h. die Gruppe derjenigen, die eine Texttradition weitertragen und über die entsprechende Textkompetenz verfügen) und Sprachgemeinschaft in der Regel nicht zusammenfallen (Schlieben-Lange 1988, 1209).

Diskursgemeinschaften bilden Kulturen, die als Kommunikationszusammenhänge unterschiedlichen Umweltbedingungen ausgesetzt sind. Dabei geraten traditionale Erwartungen durchaus auch unter Druck: Schröder (2003) hat sich vor dem Hintergrund einer zunehmend verschärften Wettbewerbssituation im publizistischen Bereich in seiner Tübinger Habilitationsschrift eingehend mit Zeitungsberichten befasst: Er bestätigt das zunehmende Abgehen vom an der Informationshierarchie orientiertem Leadstil, stellt eine Zunahme von wörtlicher Rede und des so genannten „slipping“, d.h. des grammatischen Einbaus direkter in indirekte Rede, fest;

dazu kommen ausgeprägte narrative und szenische Sequenzen und eine entsprechend angepasste Tempusverwendung, die mit einem starken Rückgang des Präteritum einhergeht. Alle Mittel zielen auf eine stärkere Einbindung des/der Lesers/Leserin und eine eingeschränkte Hegemonie der distanzsprachlichen Merkmale. Dazu kommt die stärkere Integration von Information und Unterhaltung sowie Information und Meinung. Dies löst in Redaktionen nicht weniger Diskussionen aus, als in Universitätsfachbereichen das Problem der Bewertung von Portfolios oder der Antrag, statt einer Seminararbeit die Entwicklung einer Website als wissenschaftliche Arbeit anzuerkennen. Was in der Perspektive etablierter Textsortenschemata und Literalitätserwartungen als problematisch erscheinen muss, ist pragmatisch betrachtet die Folge veränderter, und das heißt in aller Regel zunehmend differenzierter Erwartungen an Texte. Ich möchte hier abschließend Schröder zitieren, der in der erwähnten Schrift resümiert:

Ziel muss sein, einen Beschreibungsansatz zu entwickeln, der einerseits den historisch verfestigten Formen gerecht wird, der aber andererseits auch den Prozess der Typenbildung und Ansatzpunkte für neue Verfestigungsprozesse nicht aus dem Blick verliert. Gefordert ist deshalb ein Zugriff, der verfestigte Formen nicht voraussetzt, sondern ausgehend von einer Analyse der Praxis nach ihnen fragt (Schröder 2003, 263).

## Literaturverzeichnis

- ASSMANN, Jan (2000), *Das kulturelle Gedächtnis Schrift. Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München.
- BACH, Emmon (1970), „Problominalization“, in: *Linguistic Inquiry*, Vol. 1, Nr. 1, 121-122.
- BACHTIN, Michail M. (1990), „Das Problem des Textes“, in: *Poetica*, Bd. 22, 436-487.
- BÜHLER, Karl (1934), *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*, Jena (ungekürzter Neudruck, Stuttgart/New York 1982).
- COSERIU, Eugenio (1973), *Die Lage in der Linguistik*, Innsbruck.
- EHLICH, Konrad (1980), „Schriftentwicklung als gesellschaftliches Problemlösen“, in: *Zeitschrift für Semiotik*, Bd. 2, 335-359.
- EHLICH, Konrad (1994), „Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation“, in: Hartmut Günther, Otto Ludwig, (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, Bd. 1, Berlin et al., 18-41.
- HELBIG, Gerhard (1988/1990), *Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970*, Opladen.
- ILLICH, Ivan (1991), *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand*, Frankfurt/M.
- KAISER, Dorothee (2002), *Wege zum wissenschaftlichen Schreiben. Eine kontrastive Untersuchung zu studentischen Texten aus Venezuela und Deutschland*, Tübingen: Stauffenburg.
- KMK (Ständige Konferenz der Kultusminister), Hrsg. (2003), „Bildungsstandards im Fach Deutsch für den Mittleren Schulabschluss (Jahrgangsstufe 10)“, in: [http://www.kmk.org/schul/Bildungsstandards/Deutsch\\_MSA\\_BS\\_04-12-o3.pdf](http://www.kmk.org/schul/Bildungsstandards/Deutsch_MSA_BS_04-12-o3.pdf) (recherchiert am 11.12. 2003).
- KNOBLOCH, Clemens (1990), „Zum Status und zur Geschichte des Textbegriffs. Eine Skizze“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, Jg. 20, Heft 77, 66-86.
- KOCH, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985), „Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte“, in: *Romanistisches Jahrbuch*, Bd. 36, 15-43.
- KOCH, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994), „Schriftlichkeit und Sprache“, in: Hartmut Günther, Otto Ludwig (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use*, Bd. 1, Berlin/New York: de Gruyter, 587-603.
- KRESTA, Ronald (1995), *Realisierungsformen der Interpersonalität in vier linguistischen Fachtextsorten des Deutschen und Englischen*, Frankfurt.
- OLSON, David R. (1994), *The World on Paper. The Conceptual and Cognitive Implications of Writing and Reading*, Cambridge.
- PARKES, Malcolm (1999), „Klösterliche Lektürepraktiken im Hochmittelalter“, in: Roger Chartier, Guglielmo, Cavallo (Hrsg.), *Die Welt des Lesens*, Frankfurt/M./New York, 135-154.
- SAENGER, Paul (1999), „Lesen im Spätmittelalter“, in: Roger Chartier, Guglielmo Cavallo (Hrsg.), *Die Welt des Lesens*, Frankfurt/M./New York, 181-217.
- SCHERNER, Maximilian (1997), „„Text“. Untersuchungen zur Begriffsgeschichte“, in: *Archiv für Begriffsgeschichte*, Band XXXIX, Bonn, 103-160.
- SCHLIEBEN-LANGE, Brigitte (1988), „Text“, in: Ulrich Ammon u.a. (Hrsg.), *Sociolinguistics/Soziolinguistik. HSK Bd. 3.2*, Berlin/New York, 1203-1215.
- SCHMIDT, Siegfried, J. (1973), *Texttheorie. Probleme einer Linguistik der sprachlichen Kommunikation*, München.
- SCHRÖDER, Thomas (2003), *Die Handlungsstruktur von Texten*, Tübingen.
- STEINHOFF, Torsten (2007), „Zum ‚ich‘-Gebrauch in wissenschaftlichen Texten“, in: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik*, Bd. 35, Heft 1 (im Erscheinen).
- STEINHOFF, Torsten (2007a), *Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten*, Dissertation, Gießen (Manuskript).
- VÖLZING, Paul-Ludwig (1979), *Text und Handlung. Zur handlungstheoretischen Basis einer Textwissenschaft*, Frankfurt/M.
- WINOGRAD, Terry/Flores, Fernando (1989), *Erkenntnis Maschinen Verstehen. Zur Neugestaltung von Computersystemen*, Berlin (Original: *Understanding computers and cognition*, 1986, Norwood, NJ).